

»Uns brennt der Boden unter den Füßen«

Eine jüdische Familie
zwischen Berlin, Santiago de Chile
und dem Ghetto Litzmannstadt

Von Stefanie Oswalt
Herausgegeben von Claudio Pincus
Mitarbeit: Stefan Bamberg, Susanne Bressan

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte Daten sind im Internet über
<https://portal.dnb.de/> abrufbar.

© 2026 Hentrich & Hentrich Verlag Berlin Leipzig
Inh. Dr. Nora Pester
Capa-Haus
Jahnallee 61
04177 Leipzig
info@hentrichhentrich.de
www.hentrichhentrich.de

Lektorat: Dr. Philipp Hartmann
Umschlag: Gudrun Hommers
Gestaltung: Ulrike Vetter
Druck: Winterwork, Borsdorf

1. Auflage 2026
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
ISBN 978-3-95565-766-6

Inhalt

Prolog	7
 Teil 1 Spuren	
Friedhof Weißensee	19
Ursprünge an der Warthe	25
Berlin – Aufstieg und Hoffnungen	35
Berlin 1933 bis 1939: Bleiben oder gehen?	58
 Teil 2 Briefe	
Zwischen Berlin und Santiago – die Briefe bis August 1939	87
Die Korrespondenz im Krieg	114
Die Deportation ins Ghetto	155
Weiterleben in Chile	173
Epilog von Claudio Pincus	189
 Editorische Notiz und Dank	
Editorische Notiz und Dank	195
Anmerkungen	199
Bildnachweis	213

Prolog

„Wer in diesem Raum ist ein Überlebender? Bitte heben Sie die Hand!“

Claudio Pincus hat die Szene vor Augen, als hätte sie sich erst gestern abgespielt: Einer seiner New Yorker Nachbarn hatte ihn Ende der 1970er Jahre zu einem Diskussionsabend eingeladen. Gelegentlich kamen prominente Referenten, die zu einem gesellschaftlich aktuellen Thema sprachen. An jenem Abend war ein jüdischer Historiker zu Gast, der die Schoah überlebt hatte und nach dem Zweiten Weltkrieg in die Staaten emigriert war. Ohne zu zögern erhob Claudio seine Hand.

Der Professor hatte Mühe, seine Irritation zu verbergen, und starrte den Mittdreißiger an:

„Aber wieso heben Sie Ihre Hand? Sie können doch gar kein Überlebender sein?“

Claudio Pincus ist ein bedächtiger Mensch. Er wägt die Worte, bevor er sie ausspricht. Aber in diesem Fall fiel ihm die Antwort leicht, denn er hatte sich über diese Frage schon viele Gedanken gemacht:

„Das sehe ich anders. Mein Vater überlebte, weil er als junger Mann aus Deutschland floh, anders als seine Eltern, die vergeblich auf ihre Visa warteten und schließlich deportiert wurden. Auch ihn hätten die Nazis sonst wahrscheinlich ermordet. Und meine Mutter überlebte, weil ihre Familie es schaffte, die Wachmannschaften im Dachauer Konzentrationslager zu bestechen, und später den chilenischen Konsul in Hamburg. So gelang ihnen die Flucht nach Chile. Wären sie in Deutschland geblieben, sie hätten nicht überlebt. Wenn also mein Vater und meine Mutter Überlebende sind, dann bin auch ich Überlebender.“

Der Professor schüttelte verständnislos den Kopf:

„Sie wissen nicht, wovon Sie sprechen.“

Gut vierzig Jahre später, an Jom Kippur, dem Versöhnungstag 2019, das jüdische Datum lautet 10. Tischri 5780, stand Claudio Pincus auf der Bimah vor der Gemeinde der B'nai-Jeshurun-Synagoge an der Upper West Side von Manhattan und stellte sich erneut diese Frage: „Am I a survivor?“ Es war das erste Mal, dass er öffentlich über das Schicksal seiner Familie sprach. Fast 400 Menschen waren an diesem höchsten jüdischen Feiertag in die Synagoge gekommen. Claudio hatte sich sorgfältig vorbereitet. Das Skript seiner Rede ist, wie vieles bei dieser Spurensuche nach dem Schicksal seiner Großeltern, bestens dokumentiert.

„Ich fühle mich heute völlig unzulänglich.“ So begann er und kam schon nach wenigen Sätzen auf die Fragen, die ihn seit vielen Jahren beschäftigten:

„Warum sprechen wir über diese größte aller Tragödien? [...] Weil wir niemals vergessen dürfen? Oder [uns fragen]: Was hätten wir getan? Oder wegen den Zeiten, in denen wir heute leben?“

Zehn Minuten habe man ihm vorab für diese Rede eingeräumt, erzählt Claudio Pincus mit einem feinen, etwas verschmitzten Lächeln, gesprochen habe er dann beinahe eine Dreiviertelstunde lang. Über seine Großeltern väterlicherseits, Anna und Elkan Pincus, Kaufleute aus Berlin, die von den Nationalsozialisten entrechtet und verfolgt, schließlich deportiert und ermordet wurden. Über seine Großeltern mütterlicherseits, Benny und Bella Mendel aus dem rheinischen Meckenheim, denen die Flucht nach Chile gerade noch gelang, und von seinen Eltern Rudi und Minna. Sie gründeten eine Familie mit drei Kindern und bauten ein erfolgreiches Optiker-Unternehmen auf. Auch sein Onkel Berni kam in der Rede vor, der Cousin seines Vaters. Dessen frühzeitige Auswanderung nach Chile in den zwanziger Jahren ermöglichte ihm, einigen seiner Familienangehörigen das Leben zu retten und sich auch an der Flucht von vielen tausend anderen Menschen zu beteiligen. Zum Schluss seiner Ansprache kehrte Claudio Pincus zum Ausgangspunkt seiner Rede zurück, zu jenen Gedanken, die seit Jahrzehnten wieder und wieder in seinem Kopf kreisten:

„Die Geschichte meines Vaters wurde nie erzählt. Er war so schockiert, als er die Nachricht vom Tod seiner Eltern erhielt, dass er wochenlang nicht sprach. Er hatte das Gefühl, dass er trotz so vieler Alternativen gescheitert war. Als Überlebende, als Juden brachte er uns bei, das enorme Unrecht zu erkennen. [...] Es gibt keinen Tag, an dem mich diese Tragödie nicht belastet und Fragen ohne Antworten meine Gedanken überwältigen.“

Und hier, in diesem New Yorker Gotteshaus, stellte er das Überleben seiner Eltern und das Wunder seiner eigenen Existenz in den Kontext der Thora:

„Ich weiß nicht, ob das Leben vorherbestimmt ist, aber genau wie der Mann aus Dotan Joseph leitete und die Tochter des Pharaos den kleinen Moses rettete, so handelten viele unerwartete ‚Engel‘, um diese Leben zu retten, und so bin ich einer der Überlebenden.“

Zwischen der Begegnung mit dem Historiker und Überlebenden im Haus seines Nachbarn und der Ansprache in der Synagoge vergingen Jahre, in denen Claudio Pincus sich bemühte, Einzelheiten über seine Familie in Erfahrung zu bringen. Kurz vor seinem Tod hatte sein Vater Rudi noch einmal die ganze Familie zu einer Reise nach Berlin eingeladen. Den Anstoß dazu hatte einer seiner Enkel gegeben, Michael, der jüngste Sohn seiner Tochter Eliana, der wie alle Enkelkinder ein sehr enges Verhältnis zu seinem Großvater hatte, aber intensiver nachbohrte und mehr wissen wollte. Er drängte Rudi zu einer Reise „back to the roots“, einer Reise, an der ausgerechnet er selbst dann nicht teilnehmen konnte, weil er zum israelischen Militär eingezogen wurde.

Die ganze Familie hat Erinnerungen an diese Reise im Jahr 2003. Rudi saß damals schon im Rollstuhl. Claudio berichtet von einem Besuch auf dem Jüdischen Friedhof in Weißensee und in der Synagoge in der Oranien-

burger Straße. Er erzählt von dem Drehorgelspieler mit dem Affen vor dem Gymnasium, das Rudi einst besucht hatte. Sie waren auch in der Michaelkirchstraße 13 in Berlin-Mitte, wo die Großeltern gewohnt hatten, und in der Auguststraße, unweit der großen Synagoge in der Oranienburger Straße. Hier, so glaubten sie damals, war die Großmutter mit ihren vier Schwestern in einem Witwen- und Waisenhaus aufgewachsen.¹

„Aber so richtig haben wir das damals nicht verstanden“, sagt Claudio rückblickend:

„Mein Vater hat über seine Eltern und ihr Schicksal nie gesprochen. Ich weiß auch nicht, wie er als Jugendlicher gelebt und was er gedacht hat. Andererseits hat er seine Geschichte auch nicht verschwiegen. Was ich mir heute denke: Wir haben damals einfach nicht gewusst, welche Fragen wir ihm stellen sollten.“ Seine Schwester Eliana ergänzt:

„Wir haben uns alles angesehen, unser Vater hat uns seine Orte gezeigt, aber er hat kaum Persönliches preisgegeben: Mit wem hat er damals gelebt, mit welchen Menschen stand die Familie in Verbindung, wer waren seine Freunde? Wie haben sie ihre Freizeit verbracht?“

Rudi Pincus starb am 7. September 2005 nach einem langen, beruflich und privat erfolgreichen Leben. Damit war die Möglichkeit zunichte, von ihm selbst mehr über die Familie und seine Flucht aus Deutschland zu erfahren. Zwar konnten Claudio und seine Angehörigen viel in Geschichtsbüchern über das Schicksal der deutschen Juden nachlesen – mit den Jahren waren zu vielen Themen umfangreiche Veröffentlichungen entstanden –, aber das alles beantwortete nicht, wer die eigenen Großeltern gewesen waren: Wie lebten sie? Was bewegte sie in Zeiten zunehmender Bedrohung? Wie sprachen sie?

Fast alle persönlichen Spuren der Familie Pincus schienen verloren. Rudi hatte 1939 bei seinem Aufbruch ins ferne Chile nur wenige private Dinge mitnehmen können, und von seinen Eltern und weiteren Verwandten blieb nach Enteignung, Deportation und Ermordung nichts zurück. Anna und Elkan Pincus waren nicht vermögend gewesen, sie waren keine Intellektuellen oder Künstler, die entsprechende Schriften, Dokumente oder gar Kunstwerke hätten hinterlassen können. Was an Kleidung, Hausrat, Mobiliar und persönlichen Gegenständen bei ihrer Deportation zurückblieb, wurde vom Staat geraubt, beschlagnahmt und versteigert. Ob sich auch die Nachbarn bereichert hatten, wie an so vielen anderen Orten? Übrig geblieben ist von ihrem Berliner Wohnhaus ohnehin kein einziger Stein. Gegen Ende des Krieges brannte es vollständig ab. Heute steht an seiner Stelle ein neues Gebäude, mit sechs Wohnungen und elf Gewerbeeinheiten.

Zwei unerwartete Ereignisse brachten jedoch etwas Licht ins Dunkel. Oder vielleicht ist es präziser, eine Metapher des österreichischen Schriftstellers Robert Seethaler zu bemühen: Durch zwei Ereignisse wurden plötzlich persönliche Facetten seiner ermordeten Großeltern sichtbar, als leuchtete

man mit einer Taschenlampe in eine dunkle Höhle und aus der Dunkelheit träten Einzelheiten hell hervor.

Im Sommer 2017 fand Eliana bei einem Besuch ihrer Mutter in ihrem Haus in Santiago unerwartet eine Spur in die Vergangenheit. Am Tag ihrer Abreise hatte sie etwas im Schrank vergessen und lief noch einmal hinauf in das Zimmer, das Claudio und sie abwechselnd bei ihren regelmäßigen Besuchen bewohnten. Als sie im Schrank nachsah, fiel ihr Blick auf einen alten Brief. Er war aus Luftpostpapier, mit Tinte geschrieben und mit schwungvoller Handschrift an ihren Vater in der Casilla 3567 adressiert. Wie kam er dorthin? Sie fühlte sich elektrisiert und wurde neugierig. Aber die Zeit drängte, unten wartete schon das Taxi, das sie zum Flughafen bringen sollte, und den Flug nach Tel Aviv wollte sie auf keinen Fall verpassen. Sie warf einen letzten Blick in den Gästeschränk, sah die alte Pappschachtel, in der sich noch mehr Briefe befanden, und legte den einzelnen Brief in Claudios Schublade. Sie hatte das Gefühl, eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben, und informierte Claudio. Der reiste wenige Wochen später aus den USA an und ging der Sache nach. Tatsächlich: In dem Karton fand er 120 Briefe, die seine Großeltern Elkan und Anna im Zeitraum von Februar 1939 bis zum 22. Oktober 1941 an ihren Sohn nach Chile geschickt hatten, dem Tag, an dem die beiden ihre Wohnung hatten verlassen müssen, zwei Tage vor ihrer Deportation ins Ghetto Litzmannstadt. Es sind Briefe, auf dünnstem Papier geschrieben, meist zwei in einem Umschlag, je einer in der Handschrift von Mutter und Vater. Frankiert sind sie mit bunten Briefmarken des Deutschen Reichs, und auf vielen Briefen klebt ein Papierstreifen mit Stempeln, der darauf verweist, dass die Briefe von staatlichen Institutionen zensiert wurden: „Zur Devisenüberwachung zollamtlich geöffnet“, ab September 1939 dann auch: „Geöffnet. Oberkommando der Wehrmacht“. Claudio und Eliana verabredeten, dass Claudio die Briefe mit in die USA nehmen solle.

Ist „entdecken“ das richtige Wort? Roberto Pincus, der als einziges von Rudi und Minnas Kindern in Chile geblieben ist und das Unternehmen seines Vaters fortgeführt hat, erzählt, Rudi habe schon seinen Enkelkindern einzelne dieser Briefe gezeigt, als sie in der Schule einen Stammbaum anfertigen sollten. Die Erinnerung an die eigenen Vorfahren spielt in der jüdischen Tradition eine große Rolle, und so gehört es auch in der Schule zu den Aufgaben der Kinder, die Wurzeln der Familie zu erforschen. Auch Eliana sagt, immer von der Existenz der Schachtel mit den Briefen gewusst zu haben, ohne sich je getraut zu haben, sie zu öffnen. Niemand in der Familie habe den Mut gehabt, Rudi oder Minna über die Briefe auszufragen, geschweige denn herauszufinden, ob es noch mehr Briefe gäbe. Erst kurz vor dem Tod ihrer Mutter – Minna Pincus starb im Mai 2019 im Alter von 101 Jahren – wagten Roberto, Claudio und Eliana sich mit professioneller Unterstützung an die Transkription und Übersetzung der Dokumente und mit der historischen Einordnung in den Kontext ihrer Entstehung auch an ihre Interpretation.

„Für mich persönlich haben diese Briefe mich mit meinen Großeltern bekannt gemacht. Ich kann jetzt mit dem Geist von Elkan und Anna ‚sprechen‘ und an die Situationen, Probleme, Fragen und Entscheidungen denken, mit denen sie konfrontiert waren“, schreibt Claudio in seiner Ansprache in der Synagoge und beschwört die Kontinuität von Werten und Charaktereigenschaften in seiner Familie: „Ich schätze jetzt die Freundlichkeit, Bescheidenheit, Intelligenz und Hingabe meiner Großeltern besonders wert und sehe ihre Bedeutung für den Erfolg meines Vaters und damit auch für meinen Erfolg.“

Das zweite Ereignis, das die Familie Pincus erschüttern sollte, war ein Brief, der am 7. Oktober 2018 in Berlin in den Postkasten geworfen worden war und wenige Tage später in New York eintraf.

„Du hast Post aus Deutschland“, rief Penny aufgeregt und kam mit dem Brief in Claudios Arbeitszimmer.

„Aus Deutschland?“ Claudio runzelte die Stirn.

„Aus Berlin. Von einer Claudia Mellwig.“

Claudio und Claudia. Die Namen klingelten in Claudios Ohren und er spürte, dass sein Puls schneller ging, als er seiner Frau den Umschlag aus der Hand nahm.

Claudia Mellwig ist Jahrgang 1966, verheiratet und hat zwei Töchter. Sie ist Gartenbaulehrerin an einer Waldorfschule in Berlin-Mitte. Seit 2005 hatte sie intensive Nachforschungen über ihre eigene Familie angestellt und dabei auch versucht, mehr über das Schicksal der Familie Pincus herauszubekommen. Ihren Urgroßeltern Max und Elise Weidling hatte das Haus in der Michaelkirchstraße 13 einst gehört. Im Berliner Gedenkbuch war sie auf den Eintrag von Anna und Siegfried Elkan Pincus gestoßen, hatte von ihrer Deportation und ihrer Ermordung erfahren. Das Schicksal dieser Menschen bewegte sie, zumal ihr Vater ihr wieder und wieder davon erzählt hatte, dass er als kleiner Junge im Haus der Großeltern Bonbons von Herrn und Frau Pincus bekommen habe. Bonbons von den jüdischen Nachbarn, mitten im Krieg!

Claudia Mellwig wusste auch, dass der Sohn der Familie sich ins Ausland retten konnte, und sie fragte sich, ob es wohl noch Nachkommen gab. Nach komplizierten Recherchen hatte sie tatsächlich eine Spur nach New York gefunden. Nach einem kurzen Moment der Euphorie stellte sich jedoch bald ein zwiespältiges, beinahe mulmiges Gefühl ein. Wie konnte sie die Nachfahren kontaktieren? Würden sie einen Brief aus Deutschland überhaupt öffnen? Wie sollte sie die Familie ansprechen? Würde sie überhaupt mit ihr zu tun haben wollen? Schließlich war sie eine Nachfahrin jener deutschen Hausbesitzer und Nachbarn, die die Deportation des alten Ehepaars Pincus miterlebt hatten und gegen dieses unmenschliche Verbrechen nicht eingeschritten waren. Andererseits: Ihr Vater war damals noch ein Kind gewesen und trotz aller Widrigkeiten und der sozialen Ausgrenzung hatte es zwischen den alten Leuten und ihm offenbar einen freundlichen

Kontakt gegeben. Claudia überlegte hin und her, suchte und fand jemanden, der ihr beim Abfassen eines englischsprachigen Briefes half und die nötige Sensibilität für das heikle Thema besaß. Schließlich schrieb sie:

„Sehr geehrter Herr Pincus!

Bitte entschuldigen Sie, dass ich Ihnen auf diesem Weg schreibe, aber ich habe keine andere Möglichkeit, mit Ihnen Kontakt aufzunehmen. Mein Vater, Wolfgang Mellwig, der vor fünf Jahren im Alter von 77 Jahren starb, besuchte als kleiner Junge regelmäßig seine Großmutter, die ein Haus in der Michaelkirchstraße 13 im Berliner Bezirk Mitte besaß. Seine Großmutter vermietete eine Wohnung in dem Haus an ein Paar, das, wie ich glaube, Ihre Großeltern sind. Wann immer er seine Großmutter besuchte, besuchte er auch dieses Paar, das sich freute, ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen. Er betrachtete sie als Freunde, Erwachsene zwar, aber dennoch Freunde. Eines Tages, als er seine Großmutter besuchte, klingelte er bei dem Paar, aber es antwortete niemand. [...] Einige Jahre später erfuhr er die Wahrheit: Sie waren von den Nazis deportiert und ermordet worden. Mein Vater litt sein Leben lang unter dem Schicksal seiner Freunde, vor dem Hintergrund der unsäglichen Verbrechen der Nazis an Juden und anderen. Er erzählte mir oft von seinen Freunden und ihrem Verschwinden und dass es ein Schmerz war, den er nicht überwinden konnte. Und so wurden sie auch ein Teil meines Lebens.“

Claudia berichtete auch von ihrer Recherche und beendete den Brief mit dem Verweis auf die Stolpersteininitiative.² Sie kündigte an, auch für Anna, Elkan und Rudi Pincus solche Steine verlegen lassen zu wollen:

„In der Erinnerung meines Vaters an seine Freunde und als Andenken an Ihre Großeltern, damit sie im deutschen Volk nie vergessen werden. Eine kleine Geste, gewiss, aber besser, als einfach der Vergessenheit der Zeit zu überlassen zu werden.“

Noch am selben Tag setzte sich Claudio Pincus an den Computer und antwortete:

„Liebe Claudia,

Ihr unerwarteter Brief hat uns unglaublich berührt. Unser ganzes Leben lang haben wir versucht, etwas über das Leben unserer Großeltern zu erfahren, bevor sie aus ihrer Heimat nach Lodz verschleppt und nach Monaten des Leidens ermordet wurden.“

Von diesem Oktobertag 2018 an entspann sich zwischen Claudio und Claudia ein Band. Claudia schickte Fotos ihrer Großeltern, Straßenansichten und Erinnerungen ihres Onkels nach New York. Claudio berichtete über das Schicksal seiner Familie. Ende Januar 2020, unmittelbar bevor die Welt angesichts der expandierenden Corona-Pandemie für einige Zeit in einen Stillstand geriet, trafen sie sich zum ersten Mal in Berlin und besuchten gemeinsam Orte, die für Elkan und Anna wichtig gewesen waren.



Stolpersteine
in der Michael-
kirchstraße 13



Claudio Pincus
(rechts) mit seinen
Geschwistern
Roberto und Eliana
bei der Verlegung
der Stolpersteine

Knapp zwei Jahre später kehrten die Namen von Siegfried/Elkan, Anna und Rudi sichtbar an den Ort zurück, an dem die Familie einst gelebt hatte: Am 9. November 2021, dem 73. Jahrestag der Pogromnacht, verlegte der Künstler Gunter Demnig in Anwesenheit der aus allen Himmelsrichtungen angereisten Mitglieder der Großfamilie Pincus und in Gegenwart von Claudia Mellwig und weiteren Gästen die Stolpersteine für Anna, Siegfried/Elkan und Rudi Pincus vor dem Haus in der Michaelkirchstraße 13. Etwa vierzig Menschen standen hier gegen 13 Uhr am Mittag beisammen, es war eine ergreifende Zeremonie. Rabbiner Jeremy Borovitz sprach das Kaddisch, und alle Anwesenden der Familie Pincus lasen aus den Briefen vor. Am Schluss stand das Gedicht *Jeder Mensch hat einen Namen* der israelischen Lyrikerin Zelda. Es besitzt in Israel Kultcharakter und wird dort zu jedem Schoah-Gedenktage rezitiert:

„Jeder Mensch hat einen Namen,
den ihm Gott gab,
und den ihm Vater und Mutter gaben.
Jeder Mensch hat einen Namen,
den ihm seine Größe und sein Lächeln gaben,
und den ihm sein Gewand gab. [...]
Jeder Mensch hat einen Namen,
den ihm seine Feinde gaben,
und den ihm seine Liebe gab. [...]
Jeder Mensch hat einen Namen,
den ihm das Meer gab,
und den ihm gab
der Tod.“³

Jeder Mensch hat einen Namen, den ihm seine Feinde gaben. Diese Zeile ist auch für ein Buch über die Geschichte der Familie Pincus relevant. In der Familie nennen sie Rudis Vater heute vornehmlich „Elkan“. Sein eigentlicher Name lautete aber von seiner Geburt im Januar 1867 bis zum Januar 1939 „Siegfried“. Zu diesem Datum nämlich trat ein nationalsozialistisches Gesetz in Kraft, um Jüdinnen und Juden schon durch ihre Vornamen zu markieren und auszugrenzen. Wer einen nichtjüdischen oder einen auch unter Nichtjuden verbreiteten jüdischen Namen trug, musste diesen ändern. Zwei Varianten waren dabei möglich: die Annahme eines jüdisch klingenden Namens von einer eigens zusammengestellten Liste⁴ oder die Hinzufügung des Namens „Israel“ oder „Sara“ zu den jeweils bis dato getragenen Namen. Anna Pincus fügte ihrem Vornamen „Sara“ hinzu. Siegfried Pincus entschied sich, den jüdischen Namen Elkan anzunehmen.

Üblicherweise erhalten jüdische Kinder auch einen jüdischen Namen, der allerdings in den standesamtlichen Registern nicht niedergelegt ist und heute deshalb auch oft nicht mehr bekannt ist. Da Siegfried sich ab Januar 1939 Elkan nannte, liegt die Vermutung nahe, dass er diesen jüdischen Namen schon von seinen Eltern erhalten hatte. Auch Eduard Pincus, der

1837 geborene Bruder (oder Cousin) seines Vaters Moritz trug diesen Namen, dessen Übersetzung in etwa bedeutet: „Gott hat erschaffen.“⁵

Für Claudio Pincus ist auch die mit dem Namen Elkan verbundene biblische Erzählung von großer Bedeutung, wie er bei seinem Besuch in Berlin im Oktober 2023 erzählt. Er sieht Bezüge zwischen seinem Großvater und dem biblischen Elkana, der mit zwei Frauen lebt. Mit Pennina hat er mehrere Kinder, aber Chana, die er bevorzugt, bleibt lange kinderlos, bis sie durch inniges Gebet von Gott erhört wird und einen Sohn gebiert, Samuel, den späteren Propheten:

„Meine Großmutter Anna und meine Großtante Elise bekamen beide erst in fortgeschrittenem Alter ein einziges Kind, obwohl sie sich sicher mehr Nachwuchs wünschten: Rudi und Berni, die beiden einzigen Nachkommen der Pincus-Linie.“

Wie Siegfried/Elkan Pincus selbst zu der zwangsverordneten Namensänderung stand, ist nicht überliefert. Nahm er den neuen Rufnamen mit Stolz an und war froh, angesichts der dramatisch veränderten Lebensumstände und der antisemitischen Verfolgung den germanisch klingenden Namen abzulegen? Möglicherweise fühlte er sich so auch sicherer. Oder fühlte er sich gedemütigt, fremd in der eigenen Haut? Ab Januar 1939 führte er offiziell den Namen Elkan und zeichnete damit beispielsweise den Absender auf den Briefen nach Chile. In der Familie allerdings, das zeigen die wenigen erhaltenen Dokumente aus Chile, wurde er weiterhin Siegfried oder Onkel Sieke genannt. Es war beim Schreiben des Buchs ein Dilemma, zu entscheiden, welches die richtige Namensgebung ist. In Abstimmung mit Claudio Pincus wird im Folgenden jeweils der Name benutzt, der zum Zeitpunkt der Erzählung in offiziellen Dokumenten Verwendung fand.